

## Unter der Brücke des Henri IV / Leseprobe

... Gelegentlich auch, bei schönem Wetter, setzte sich André oben auf die Brücke, nahe dem Reiterstandbild von Henri IV., dem König, der den Pont Neuf zu Beginn des 17. Jahrhunderts erbauen ließ. Das dankbare Volk von Paris hatte dem Herrscher hier ein Denkmal errichtet, in Bronze gegossen und für die Ewigkeit bestimmt: „Henrici magni in populum...Heinrich der Große, Vater des Volkes“.

Henri de Navarra kam aus dem Geschlecht der Bourbonen, war Calvinist, trat später zum katholischen Glauben über – nur so konnte er in der Kathedrale von Reims die viel begehrte Königskrone Frankreichs erhalten.

„Paris vaut bien une messe“, so hatte der König gesagt, um seinen Wechsel vom Protestantismus zum Katholizismus zu rechtfertigen.

Ach ja – wieviel Herrscher hatten nicht in den nachfolgenden Jahrhunderten den Glauben gewechselt, genau wie Henri IV., nur um ihre Machtgelüste zu befriedigen?

Pierre, der oft neben André auf der Brückenbank hockte und gut in der Geschichte des Landes bewandert schien, kratzte sich gedankenvoll den kahlen Schädel, meinte, dass trotz allen Verrats und allen Machtgerangels der Bourbone doch ein intelligenter und versöhnlicher König gewesen sei:

„Er gab Frankreich das Nanter Edikt. Und damit herrschte endlich Frieden zwischen Katholiken und Protestanten. War das nicht eine gute Sache?“

Gewiss. Aber auch Henri IV. starb, genau wie sein Vorgänger Henri III., eines gewaltsamen Todes, wurde von Ravailiac, einem fanatischen Gegner des Königs, ermordet.

Ja, Paris hatte eine bewegte Geschichte – phantastisch, schrecklich und großartig zugleich – genau wie die Stadt selbst!

So betrachtete André oft nachdenklich die stattliche Statur des Königs. Jetzt also saß Henri IV. unbeweglich auf seinem hohen Ross, sah majestätisch in Richtung Notre Dame, ritt und ritt und kam doch niemals an – und das ging nun schon seit Jahrhunderten so! Genau besehen, schien es André, als stünde in dem lorbeergeschmückten Gesicht des Königs neben all seiner Herrlichkeit auch so etwas wie ein verzagtes, müdes Lächeln: Kam das etwa vom vielen Warten und am Platz stehen? War es das unausgesprochene Ahnen um die niemals auszulotenden Tiefen des menschlichen Herzens, denen auch er, der König, eines Tages zum Opfer fallen sollte? Sprach es von einer dunklen Vorahnung seines eigenen, gewaltsamen Endes? Doch wer würde schon jemals mit Bestimmtheit auf alle diese Fragen antworten können?

Pierre zog die Brauen verächtlich zusammen, spuckte zu Füßen des Reiterstandbildes.

„Wen interessieren denn schon solche Fragen, du Spinner? Henri IV. ist mausetot und wenn du nicht aufpasst, dann krepierst du vielleicht auch eines Tages mit einem Messer im Rücken, genau wie der Bourbone! Nur eines ist sicher, mon gars, unsere Brücke ist die schönste von ganz Paris!“

Gewiss, wer wollte das schon ernsthaft bestreiten! Ganze zwölf Meter Breite misst der Pont Neuf, denn ursprünglich war vorgesehen, auf ihm auch Häuser zu errichten, so, wie es früher nun einmal bei Brücken üblich war. Doch schließlich richteten sich hier nur Gaukler, Bouquinisten und kleine Händler ein und sie wurde so eng, dass kaum noch Kaleschen, Pferdewagen oder Fuhrwerke ungehindert passieren konnten. Da protestierten natürlich die Bürger der Stadt, allen voran die wohlbestallten Buchhändler, die Konkurrenz fürchteten – und aus war es mit dem bunten Treiben!

So hatten Marktschreier und Papierwedler ab der Mitte des 17. Jahrhunderts nur noch das Recht, sich außerhalb der Brücke, rechts und links der Seineufer, oberhalb der Quais, niederzulassen. Und da standen sie nun auch heute noch und die Clochards liefen tagtäglich an ihnen vorbei.

Doch André liebte ganz insgeheim das Seineufer noch aus einem anderen Grund. Es gab so viele Nächte hier, den ganzen Frühling, Sommer und Herbst hindurch, wo auch die Verliebten ihn besuchten. Dann schlenderten sie am Ufer des Pont Neuf entlang, eng umschlungen, lehnten sich gegen die hochstämmige Schwarzpappel, da, wo seine vielen Striche standen. Und hin und wieder kritzelten sie auch ihre Namen oder Monogramme in die Rinde des Baumes. Und so waren seine Tage am Ufer keine einsamen mehr – die Liebenden von Paris hatten sie mit ihm geteilt.

In solchen Augenblicken geschah es auch, dass André sich flüchtig der Nächte erinnerte, als er selbst, vor vielen Jahren, einmal hier unten gestanden hatte - ja, hier am Ufer, genau hier: er erinnerte sich Margots Lächeln, des weichen Flaums unter ihren Achseln, der sanften Rundung ihrer Brüste. Er hatte das Mädchen eines Tages in den Markthallen kennen gelernt, wo er gelegentlich als Forellenlieferant arbeitete. Später war Margot ihm einmal an die Seine gefolgt und er war über sie hergefallen – hungrig nach ihren Küssen und ihrem ein wenig trägen und üppigen Körper. Sie hatte sich geziert, dieses Biest, am Anfang, dann aber war sie in seinen Armen dahingeschmolzen, so sanft und ergeben seinem Willen wie der gute Camembert, den er in dieser Zeit jeden Abend zusammen mit ein paar Gläsern Rotwein in den Hallen verschlang. Ja, wie ein Camembert war sie gewesen, weich, weiß und läufig. André lachte und seine Hose wurde feucht. Aber bleiben wollten die Frauen bei ihm nicht. Sie waren sich alle darin gleich gewesen, diese hübschen Luder. Sie ließen ihn los, sobald er gestanden hatte, dass er nur von Aushilfe zu Aushilfe sein Leben fristete. Hätte er lügen sollen? Es war, gut überlegt, wenig ratsam – wie hätte er auch wirklich eine Familie ernähren können, er, der im Provisorium zu vegetieren gewohnt war?

Jetzt lebte André nur noch von diesen Erinnerungen, doch sie wärmten ihn, gaben ihm hin und wieder etwas von der Sehnsucht und dem Verlangen alter Tage. Jetzt besaß er nur seine Geige – aber, war sie nicht die einzige treue Geliebte seines Lebens, die stille und selbstlose Braut, immer und widerspruchslos zu seinen Diensten?

Von Zeit zu Zeit auch, vor allem in den Sommermonaten, fanden sich unter dem Pont Neuf einige Clochards von den umliegenden Brücken zusammen. Sie stellten sich zumeist in den Nachmittagsstunden ein und liefen erst wieder auseinander, wenn die Touristen die Uferwege verließen und die Nacht blauschwarze Schatten über den Fluss zu breiten begann.

In diesen seltenen Augenblicken flüchtiger Gemeinsamkeit hockten sie alle zusammen, plärren, grölten, schimpften, diskutierten mit rauhen Stimmen und meist zahnlosen Mündern, in denen kurze Zigarettenstummel glühten, tranken noch mehr als gewöhnlich, fluchten über alles, was jeder von ihnen kannte: den leeren Geldbeutel, den Hunger, die Kälte, die Schmerzen in den Beinen und anderswo, die unruhigen Nächte, meist auf harten Böden verbracht, und die Müdigkeit, die unerträgliche, die alle miteinander ausnahmslos quälte. Gelegentlich kam es dann auch zu handfestem Gemenge – natürlich, da musste man nur auf der Hut sein, dass nicht irgendeine in der Nähe weilende Polizeistreife davon Wind bekam! André hielt sich aus diesen Keilereien stets heraus – er war von Natur aus schüchtern und hasste jegliche Gewalt.

„Kleiner, du bist ja nur ein verpisster Träumer“, stellte Pierre mit gerunzelten Brauen fest, „du hast dich im Aufenthaltsort geirrt! Was machst du eigentlich hier? Geh nach oben, aufs Land! Dort kannst du in einer Wiesenschänke Teller spülen und abends den Hühnern dein Ave Maria vorgeigen!“

Die anderen lachten, André zuckte die Achseln. Es konnte schon sein, dass Pierre Recht hatte. Im Grunde genommen war ihm nie eingefallen, darüber nachzudenken, warum er an das Ufer gekommen war. Es ging ihm mit allen Dingen des Lebens so. Er ließ sich treiben, vom Zufall bestimmen, statt selbst sein Geschick in die Hände zu nehmen. Und nun war es wohl zu spät. Oder? Er wusste jetzt nicht einmal, ob es etwas zu bedauern gäbe. Es war eine Leere in ihm,

eine Anspruchslosigkeit, die nach nichts fragte. Und wie könnte er wohl auch sagen, dass er jetzt unglücklich war, da er doch nie erfahren hatte, was Glücklichein bedeutet?

Von den sporadischen Gelagen der Clochards unter dem Pont Neuf abgesehen, gab es jedoch auch viele Uferbewohner aus der nächsten Nähe, die sich niemals unter der Brücke des Henri IV. zeigten. Manche von ihnen glaubte André aber trotzdem gut genug zu kennen: Da gab es beispielsweise ein paar kleine Reimemacher am Pont des Arts, die ihre Gedichte von Zeit zu Zeit vor Straßencafés oder in Metrostationen aufsagten. Manchmal diskutierte André mit ihnen und vor diesen Kumpeln sprach es sich leichter über seine Geige, seine Musik, als vor Pierre und Yves, die sich nur allzu gern über ihn lustig machten.

Weiter unten, am Pont Royal, in Richtung der großen Tuilerie-Gärten, lebte auch eine Frau, Theresa, die ihre guten Tage als Seiltänzerin in einem Pariser Vorstadtzirkus zugebracht hatte. André erwähnte sie allerdings nur ungern. Früher, hin und wieder, waren sie gemeinsam ins Plaudern geraten, später unterlag er einmal der Versuchung, die Frau zu küssen und sie hatte ihm fluchend, mit einem gut platzierten Fußtritt, in die Hoden getreten. Die Umstehenden hatten lauthals gelacht, doch André würde sein Leben lang nicht den furchtbaren Schmerz vergessen, der ihn den ganzen Tag lang gequält hatte. Seitdem ging er, verständlicherweise, Theresa aus dem Weg.

Und schließlich gab es auch noch einige Clochards unter den nachbarlichen Brücken, mit denen André ähnliches Missgeschick verband: Jo-Jo, der von einer Rauferei ein kaputtes Knie zurückbehalten hatte und hinkte, oder Benoit, der ständig mit seiner alten Tante stritt – genauso wie er, André, mit seiner Schwester Yvonne.

Und selbstverständlich hausten auch heute noch, wie eh und je, schweigsame Eremiten und besonders gewalttätige Kerle am Seineufer – solche, die alle kannten und denen doch jeder geflissentlich aus dem Wege ging.

Aber im Grunde genommen, so fühlte André, liebten alle Clochards ihre Einsamkeit und verteidigten sie. Keiner wollte sein Elend mit einem anderen teilen. Es war das Letzte, das jedem Einzelnen gehörte, etwas, das man ihnen nicht so einfach nehmen konnte – es war ihre Haut, ihre Identität.

Sie waren fast alle Einsiedler in ihrem Unglück, sprach- und kommunikationsuntauglich, zutiefst einsam, selbst wenn sie hier und da gemeinsam an den Ufern lärmten. Ja, sie hatten alle irgendwo und irgendwann zu lange und vergeblich warten müssen.